

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 30 (2017)
Heft: 10

Artikel: Gerechtigkeit macht Städte schön
Autor: Widmer, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-731028>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



«Es geht um die Nutzungen», schreibt Hans Widmer. «Architektur allein garantiert kein gutes Stadtleben.»

Gerechtigkeit macht Städte schön

Die Stadt fürs glückliche Leben ist keine Architektenstadt, schreibt der Zürcher Autor Hans Widmer. Die «Andere Stadt» braucht Landwirtschaft, Bäder und Geselligkeit.

Text:
Hans Widmer
Illustration:
Maria Rehli

Wie müssen Städte aussehen, die glücklich machen? Die Urbanistinnen und Stadtforscher weisen auf eine ganze Reihe von Faktoren hin, die Städte lebenswert machen: abwechslungsreiche Erdgeschosse, halböffentliche Räume wie Arkaden und Galerien, weiche Ränder, Fussgängerfreundlichkeit, kurze Häuserblocks, Räume für Entfaltung, Kinos und Restaurants, keine Autos und keine Hochhäuser. Die Empfehlungen der Urbanistinnen bleiben jedoch oft an der Oberfläche, weil Städte durch ihre wirtschaftliche Grundlage und nicht durch urbanes Design geprägt werden. Wir aber wollen die Stadt nicht nur verschönern, sondern sie in ihrer sozialen Substanz verändern. Disneyland genügt nicht.

Die Andere Stadt ist die Commons-Stadt. Sie erlaubt es den Menschen, die Stadt selbst zu gestalten. Zentralität stellen wir für uns selbst her. Diversität brauchen wir überall, um uns zu amüsieren und um gesund zu bleiben. Aneignung heisst Commons. Statt einer Gentrifizierung, die Menschen ausschliesst und Städte monoton macht, muss es eine «Commonifizierung» geben, die von der Vielfalt lebt. Wer nicht von einer postkapitalistischen Commons-Stadt reden will, soll also von urbaner Qualität und von glücklichen Städten schweigen. Erst Gerechtigkeit macht Städte schön.

Die Andere Stadt ist keine Architektenstadt

Architektur ist kein Thema der Anderen Stadt. Ob eine Stadt schön, hässlich oder langweilig ist, ist ohnehin kulturbedingt. Strikte Bauregeln wie in Paris, Barcelona, in der Berner Altstadt, in La Chaux-de-Fonds oder in Heiden oder monotone Fassaden machen eine Stadt nicht notwendigerweise langweilig. Entscheidend ist, was sich auf dem Boden, wo die Menschen sind, abspielt. Es gibt «helikopterschöne» Städte, die für das Bodenpersonal schrecklich sind – wie zum Beispiel Brasilia. Die Frage der Strassenbreite hängt von der Dosierung und der Nutzung ab. Breite Boulevards wie der Boul'Mich, die Ramblas oder die Corsi in Italien sind belebt und spannend, in ameri-

kanischen Städten sind sie bloss öde Verkehrsschneisen. Die inhaltliche Spannung zwischen engen Nebenstrassen und breiten Boulevards macht es aus, nicht die Breite an sich. Es geht um die Nutzungen. Architektur allein garantiert kein gutes Stadtleben, kann es jedoch unterstützen. Sogar in schlechter Architektur kann sich buntes Leben entfalten. Selbstverständlich aber muss mit den ökologischen Standards gebaut werden, die ein Leben innerhalb globaler Grenzen erlauben.

Die Andere Stadt übertreibt

Die Andere Stadt bietet Ausnahmeerlebnisse, Überschreitungen und Übertreibungen. Da sie gross ist, trägt sie viel. Eine kleine Stadt oder gar eine Kleinstadt bieten nicht das volle Programm. Sie erzeugen Vergnügungspendler, die uns dann in Zürich auf die Nerven gehen. Die grosse Stadt ist denn auch eine Bühne für die Komödie des öffentlichen Menschen, der gut angezogenen Bürgerin. «Nur wenn wir als öffentliche Personen auftreten, höflich miteinander sind, dann können wir überhaupt Fragen von allgemeinem gesellschaftlichen Interesse erörtern. Man kann nicht im Trainingsanzug kommen, mit dem man sonst vor dem Fernseher sitzt.» Das schreibt Robert Pfaller, mein Hausphilosoph aus Wien. Er prangert die Verpestung des öffentlichen Lebens durch einen Kult der Authentizität an – «be yourself» ist kein Rezept für ein befreites Leben. Denn selbst sind wir nichts besonders Interessantes. Was Spass macht, ist, was wir für die andern sind, also die Heteronomie.

Die Andere Stadt schafft Zeit

Lebensqualität in der Anderen Stadt entsteht durch Zeit, die wir vermehrt haben werden. Wir haben Zeit, um zu Fuss zu gehen, um Sport zu treiben, um uns zu bewegen – auch bei der Landarbeit. Wir haben Zeit, uns um Kinder, Kranke und Alte zu kümmern. Wenn wir Zeit haben, uns um unsere Freunde zu kümmern, dann leben wir gesünder und glücklicher. Die Quartiere sind den ganzen Tag über belebt, nicht nur durch Alte und Mütter mit Kindern. Da sowohl Hauswirtschaft, Lebensmittelverarbeitung und das neu auferstandene Gewerbe als auch die bankrott gegangenen Beizen in anderer Form wieder da sind, gibt es

immer etwas zu sehen. Da mehr Menschen und Zeit an Ort und Stelle da sind und mehr allgemein nutzbare Ressourcen wie Räume, Beamer, Mobiliar, Kostüme, Weinkeller oder Werkzeuge zur Verfügung stehen, gibt es mehr Raum für Spontaneität, Improvisation und für Erfindungen. Kooperation und Teilen eröffnen Freiheitsräume.

Die Andere Stadt hat Landwirtschaft

Die Anderen Städterinnen diskutieren nicht über Urbanität, denn die leben sie ja, sondern über Agrikultur. Damit sie das können, brauchen sie einen direkten Zugang zur landwirtschaftlichen Produktion. Ohne Landsitze sind städtische Nachbarschaften im wörtlichen und im kulturellen Sinn bald tot. Menschen müssen essen, Menschen müssen aber auch Zugang zum Land haben. Städter brauchen die Landwirtschaft als Thema. Wenn ihre Salate verhagelt werden, ertönen Schreckensschreie. Endlich Spargeln! Wenn die Erbsen reif sind, werden Rezepte ausgetauscht. Die ersten Tomaten werden ersehnt. Die Lieferung der Pastinaken wird schon Wochen vorher mit Schrecken oder Entzücken erwartet. Weinkenner sind verbunden mit ihren Weingütern. Käseliebhaber haben die Kühe oder Ziegen gehütet, von denen die Milch stammt. Wer Spezialitäten kennt, hat einen Vorsprung im urbanen Diskurs. Der Gourmet ist im Zentrum der Gesellschaft. Agrikulturelle Kontakte und Kenntnisse gehören seit Langem zum urbanen Habitus: im alten Athen, im alten Rom, in Paris, London oder Schanghai. Der wahre Banause ist nicht nur der, der einen Matisse nicht von einem Gauguin unterscheiden kann, sondern auch der, der einen Roquefort mit einem Bleu de Bresse verwechselt.

Die Andere Stadt ist unübersichtlich

Die Andere Stadt braucht nicht mehr zu wachsen oder sich im globalen Städtewettbewerb zu behaupten. Darum wird sie an der baulichen Oberfläche eine gewisse Retro-Ambiance, einen Hauch von Orient und von Neapel ausstrahlen. Auch wichtigere Strassen werden wieder voller bummelnder Menschen, Handkarren und Velos sein. Den Bahnhofplatz wird man gemütlich zu Fuss überqueren können. Aber der Fahrer des Velokarrens wird genau jenes Hightech-Kühlaggregat von Quartier A ins Quartier K transportieren, das eine dortige Nachbarschaft im städtischen Technet ausfindig gemacht hat. Die Bauten sind lange nicht mehr frisch gestrichen worden, aber Fenster und Dächer sind sorgfältig isoliert, das Warmwasser kommt aus Erdwärme, das Erdgeschoss enthält eine raffinierte Infrastruktur. Die Quartiere wirken unübersichtlich, sind aber institutionell als Nachbarschaften strukturiert – nur sieht man das eben nicht. Die architektonischen Eingriffe sind subtil, es sind Baulücken gefüllt, Mansarden ausgebaut worden, es gibt viele provisorische oder sai-

sonale Anbauten, weniger klare Linien. Die Erdgeschosse sind voller kleiner Werkstätten und Salons der neuen genossenschaftlichen Commons und Care Economy. Die Luft ist so sauber, dass man die Wäsche an über die Strassen gespannten Leinen trocknen lassen kann. Die nun zu breiten Strassen sind von ihren Rändern her mit allerlei Ständen und Installationen überkrustet worden. Das wirkt chaotisch, ist aber schlau durchdacht und hocheffizient. Repräsentative Neubauten fehlen, weil es keine Machtgefälle mehr zu repräsentieren gibt. Die Stadt wirkt alt, die Strukturen sind neu.

Die Andere Stadt ist eine Bäderstadt

Fast alle urbanen Kulturen waren und sind auch Badekulturen. Thermen, Hammams, öffentliche Bäder, Freibäder, Flussbäder – diese Badeanstalten haben nicht nur eine hygienische Funktion, sie dienen dem Vergnügen und sind Treffpunkte. Oft haben sie sogar eine präpolitische Funktion: Die Kommunikation zwischen halbnackten Körpern ist wohl die sinnlich vollständigste und egalitärste, die man sich vorstellen kann. Nackte Menschen können sich nicht ganz ernst nehmen. Der Kontakt mit dem Element Wasser macht die Menschen entspannt und fröhlich, daher das Gelächter, das einem von Freibädern schon von Weitem entgegen schallt. Öffentliche Bäder sind ein wichtiges Element des genussvollen Stadtlebens. Je grösser und schöner die Bäder, umso geringer der Drang, an ferne Seen und Meeresstrände verreisen zu müssen. Sogar künstliche Südseeparadiese in grossen Hallen könnten, ökotechnisch gut eingebettet, einen Beitrag zur Reduktion von Ferienflügen leisten. Bäder kann es auf verschiedensten Stufen geben: Sprudlbäder in den Nachbarschaften, Saunas, kleine Schwimmbecken und Hammams in den Quartierzentren, Flussbäder, luxuriöse Hallenbäder auf Stadtebene. Wenn man überall und zu jeder Jahreszeit baden kann, dann können wir auch mit weniger Badewannen in den Wohnungen leben und so sogar Ressourcen sparen.

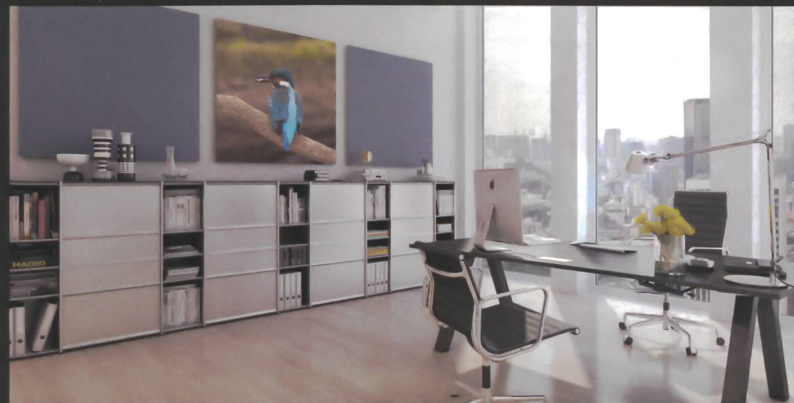
Die Andere Stadt ist gesellig

Bäder, Spielplätze, Sporthallen und alle anderen kommunikationsfördernden Räume und Auftrittsorte von der Nachbarschaftslounge über die Strasse, die Plätzchen und die Quartiersalons bis zu Kaffeehäusern, Theatern, Kinos oder Konzertsälen sind überlebenswichtig. Sehen und Gesehenwerden: Darum geht es! Neoliberale Städte hingegen sind anomische Orte des Verschwindens, wir sollen uns unsichtbar in Netzen bewegen, nur dorthin gehen, wo wir unseresgleichen treffen, unser Kommunikationsverhalten optimieren, in unserer Bubble bleiben. Wir sollen schnell von A nach B gehen und nicht herumhängen. In amerikanischen Städten ist «loitering» manchmal offiziell verboten. Die Andere Stadt sagt: loiter, please! ●

Die Andere Stadt

Hans Widmer hat als P.M. 1983 «bolo'bolo» geschrieben – ein massgebendes Büchlein zum Urbanismus und zum Städtebau. Seit seinem Wurf beschäftigt sich Widmer mit Stadt, Stadtleben und Stadtplanung ausserhalb der Institutionen. Auch als Anreger und Mittäter von Siedlungen wie «Kraftwerk 1» in Zürich.

Nun legt er «Die Andere Stadt» vor, einen Ziegel von fast 400 Seiten. Mit Beiträgen zur Selbstverwaltung, zu ökologischen Grenzen, zum Weg vom Acker auf den Teller, zur Mobilität, zu Gesundheit, Care-Arbeit und demokratischem Internet. Das Buch erscheint im Verlag Paranoia City in Zürich. Ein Stapel liegt in Hochparterre Bücher auf.



acoustic by adeco

Holzpaneel mit MicroPerforatur
Farbig oder bedruckbar
Hygienisch, abwaschbar
Schweizer Innovation